Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald

Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg

Band: 15 (2002)

Artikel: "Heimat ist da, wo es warm ist ums Herz"

Autor: Sutter, Peter / Schrepfer-Bernath, Elsbeth / Reich, Hans Jakob

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-893662

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Heimat ist da, wo es warm ist ums Herz»

Interkulturelles Zusammenleben am Beispiel der Gemeinde Buchs

Peter Sutter, Buchs

Nachfolgende Ausführungen beruhen auf Gesprächen mit Menschen aus verschiedenen Herkunftsländern, die seit kürzerer oder längerer Zeit in der Gemeinde Buchs leben und hier vorübergehend oder auf Dauer eine neue Heimat gefunden haben. Zudem habe ich mich bei Vertreterinnen und Vertretern von Behörden, der Lehrerschaft, von Organisationen und Fachstellen über deren Erfahrungen im Bereich Integration und interkulturelles Zusammenleben näher informiert. Immer deutlicher ist mir während der Beschäftigung mit diesem Thema bewusst geworden, wie schwierig die Situation Einzelner im Spannungsfeld des Zusammenlebens zwischen «einheimischen» und «ausländischen» Menschen sein kann, was für eine grosse Chance und Herausforderung aber zugleich darin besteht, diese Schwierigkeiten gemeinsam anzugehen und Lösungen zu suchen.

Die «multikulturelle» Gesellschaft ist auch in der Schweiz längst eine Tatsache. Bild: Regina Kühne, St.Gallen.

Die «multikulturelle» Gesellschaft ist längst eine Tatsache. Es bringt nichts, vergangenen Zeiten nachzutrauern und diese zu idealisieren. Vielmehr muss es darum gehen, die positiven Möglichkeiten einer neuen, vielfältigeren Gesellschaft zu erkennen und zu nutzen. Dann kann sich daraus – anstelle von gegenseitigem Misstrauen und gegenseitiger Ablehnung – ein Gewinn ergeben für alle, sowohl für jene, die «immer schon hier waren», wie auch für jene, die «neu dazu kommen».

Ich verzichte in diesem Beitrag bewusst auf das Auflisten von Zahlen, Statistiken, Gesetzesartikeln und dergleichen. Es geht mir um das Persönliche, Emotionale, Zwischenmenschliche, um konkrete Erfahrungen einzelner Betroffener, um Visionen, die sich dabei auftun und den Blick freigeben auf Überraschendes, Ungewohntes, Ungeahntes…

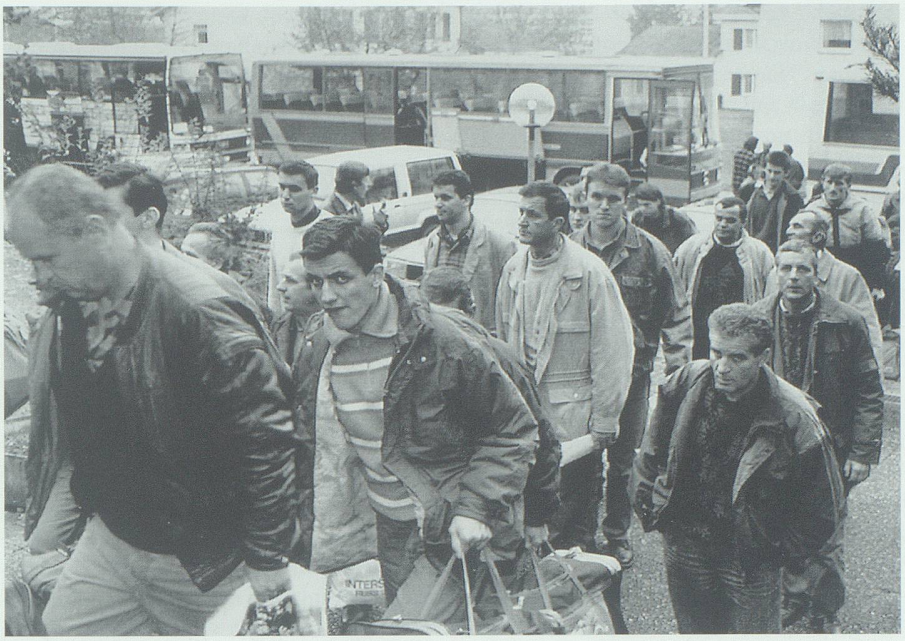
Zwischen den Welten

Ja, wenn das so einfach wäre. Die Frau, die in einem südamerikanischen Land geboren wurde und nun seit rund fünfzehn Jahren in der Schweiz lebt, versucht zu definieren, was «Heimat» für sie bedeutet. «Irgendwie bin ich hier in der Schweiz zu Hause, und irgendwie auch nicht, ein Teil von mir ist noch dort, wo ich geboren und aufgewachsen bin, aber wenn ich dann dort bin, fühle ich mich dennoch auch in meiner alten Heimat als Fremde.»

Aussagen anderer, teilweise bereits in der Schweiz Aufgewachsener, bringen Ähnliches zum Ausdruck: «Hier in der Schweiz bin ich aufgewachsen und zur Schule gegangen, und doch fühle ich mich hier für immer als Ausländer.» – «Für meine Eltern ist die alte Heimat noch immer der Ort, nach dem sie sich zurücksehnen, ich aber sehe die Schweiz als meine Heimat an; meine Eltern und ich leben im gleichen Haus und doch in verschiedenen Welten.» – «Lieber bin ich in meiner alten Heimat, aber schöner ist es hier.» – «Ich kann nicht sagen, ob meine alte oder meine jetzige Heimat meine 'richtige' Heimat ist, wahrscheinlich ist es beides zugleich.» – «Wenn ich hier in der Schweiz mit meinen Eltern unterwegs bin, nehme ich viele ablehnende Blicke wahr, weil meine Mutter ein Kopftuch trägt und mein Vater so fremdländisch aussieht; wenn wir aber in unser Dorf zurückkommen, wo meine Eltern früher lebten, dann stehen auch dort die Menschen herum und werfen uns feindselige Blicke zu; eigentlich bin ich nirgendwo so richtig zu Hause.» – «Ich fühle mich hier in der Schweiz zu Hause, und doch trennt mich irgendetwas von den 'richtigen' Schweizerinnen, aber ich weiss: lebte ich im Heimatland meines Vaters, wäre es genau das Gleiche.»

Menschen zwischen den Welten. Was ist Heimat? Ist es der Ort, wo man geboren wurde? Der Ort, wo man aufgewachsen ist? Der Ort, wo der Vater oder die Mutter herstammt? Ist es die Sprache, die man spricht? Das Volk, die Lebensweise, die Kultur, die Religion? Im Gespräch mit Menschen aus verschiedenen Ländern und Kulturen, die schon seit Längerem

nicht mehr in ihrer ursprünglichen Heimat leben, relativiert sich der Begriff «Heimat» immer mehr. Auf einmal kann es alles sein oder nichts. Menschen, für die «Heimat» so gross geworden ist, dass sie sich gleichsam an jedem Punkt der Erde «zu Hause» fühlen. Menschen, für die «Heimat» so klein geworden ist, dass sie sich an keinem einzigen Punkt der Erde «zu Hause» fühlen. Und alles dazwischen. Heimat als Begriff, der sich mit den Menschen, die sich bewegen, wandelt. Ist «Heimat» für all jene, die auf der Reise sind zwischen Altem, Verlorenem und Neuem, noch nicht Gefundenem oder gar nie zu Findendem, vielleicht so etwas wie der unsichtbare Raum zwischen jenen Grenzlinien, die noch immer Menschen, Länder, Völker und politische Machtgebilde voneinander trennen, im Grund aber fast nichts mehr zu tun haben mit dieser neuen, «globalisierten», «grenzenlosen» Welt?



Ankunft von ehemaligen Kriegsgefangenen aus Bosnien im Transitzentrum des Bundesamtes für Flüchtlingswesen in Altstätten im November 1992. Archivbild W&O.

Das bosnische Flüchtlingsmädchen

Als sie sieben Jahre alt ist und in jenem bosnischen Dorf, das heute, zehn Jahre später, zum grössten Teil wieder neu aufgebaut worden ist, die erste Klasse besucht, ist die Welt noch in Ordnung. Der Vater, der schon seit einigen Jahren in der Schweiz arbeitet und regelmässig nach Hause kommt, hat nun genug Geld verdient, dass das Haus, auf das sich die ganze Familie schon seit Jahren gefreut hat, vollendet werden kann. Ein halbes Jahr später ist alles in sich zusammengestürzt. Gleich einem Riesenungeheuer ist der Krieg über das kleine, friedliche Dorf hereingebrochen. «Hätten wir nicht genug Geld gehabt, um Plätze zu bekommen in dem Bus, der in jener Nacht die aus den zerbombten Häusern gejagten Menschen weiter nach Norden in ein sichereres Gebiet brachte, würde ich jetzt nicht mehr leben», erzählt die nunmehr Achtzehnjährige und fährt fort: «Das kann sich hier, in der Schweiz, niemand vorstellen. Ein achtjähriges Mädchen in einem Bus, links und rechts brennende Häuser, in den Strassengräben kreuz und quer liegende, zerfetzte Menschenkörper, immer wieder Schüsse, das Knattern von Maschinengewehren, Donnerblitze am Horizont, welche die Nacht zum Tag machen. Und doch haben wir es so viel besser gehabt als Abertausende andere. Wir haben überlebt.»

Ein Jahr dann in Kroatien, mit der Mutter, den Schwestern und mehreren Verwandten in einen einzigen kleinen Raum zusammengepfercht, mehr Überleben als Leben, aber immerhin kein Krieg. «Die kroatische Schriftsprache zu erlernen fiel mir nicht schwer, doch ziemlich grosse Mühe bereitete mir die Umgangssprache. Dazu kamen schwere gesundheitliche Probleme: Eine Zeit lang war ich fast blind.» Dann, endlich, die lange ersehnte Reise in die Schweiz …

«Ja, am Anfang war es nicht einfach, vor allem die Sprache. Gleichzeitig Hochdeutsch und Schweizerdeutsch zu lernen, das war schon etwas. Ich gab mir zwar alle Mühe, und doch: Wenn ich Hochdeutsch sprechen sollte, rutschte mir wieder ein schweizerdeutsches Wort heraus und umgekehrt. Manchmal war der Lehrer, der uns Ausländerkinder unterrichtete, ziemlich ungeduldig, einmal schlug er sogar eines der Kinder, doch es war ja nicht, dass es der Kleine nicht gewollt hätte, aber da war nicht nur die Sprache, da waren auch noch alle Erinnerungen an die zerstörten Häuser, an die getöteten Verwandten, ein anderer hatte sogar zuschauen müssen, wie man seinen Vater erschoss, und er wusste ja nicht, ob er nicht selber auch noch drankommen würde. Das war für einige von uns einfach zu viel.»

Was ihr jetzt, in der Erinnerung, auffällt: «Eigentlich haben sich nur wenige Menschen hier in der Schweiz dafür interessiert, was ich alles erlebt habe und weshalb meine Eltern und ich überhaupt hierher gekommen sind. Nur einmal, das war bereits in der Oberstufe, habe ich in einem Aufsatz noch einmal alles aufgeschrieben. Der Lehrer war, als er es dann las, sehr betroffen und bat mich, meine Lebensgeschichte meinen Mitschülern und Mitschülerinnen zu erzählen, das würde sie bestimmt sehr beeindrucken. Doch ich wollte nicht. Es gab zu viele in der Klasse, die mich wahrscheinlich nur ausgelacht hätten, weil ich doch für sie nichts anderes war als das 'Bosnierweib', und das klang, wenn sie es sagten, so höhnisch und verletzend, dass ich nur zu genau wusste, was sie von mir dachten.»

Die meisten Kinder in der Primarschule seien ihr gegenüber jedoch offen und hilfsbereit gewesen, und auch in der Oberstufe hätte sie gute Freundinnen gehabt. Und doch hätte sie nie verstanden, weshalb so viele andere ihr immer wieder so viel Ablehnung und Misstrauen entgegengebracht hätten, bloss weil sie aus einem anderen Land komme und eine andere Sprache spreche. «Eigentlich bin ich, ehrlich gesagt, nirgends willkommen. Wenn ich in meine alte Heimat zurückkehre, wo auch unser Haus inzwischen wieder aufgebaut ist, lehnen uns die früheren Bekannten und Freunde meiner Familie ab, weil wir, wie sie sagen, 'ver-

westlicht' seien. Und hier lehnen mich viele ab, weil ich anders aussehe, einen anderen Namen, eine andere Nationalität, einen anderen Glauben und eine andere Muttersprache habe als sie.»
Doch dann sagt sie: «So lernt man, hart zu sein. Nicht hart gegen andere, aber hart in dem Sinne, dass sich bei alledem mein Selbstbewusstsein gestärkt hat, immer mehr. Wenn ich mehr Möglichkeiten hätte, würde ich studieren. Eine Freundin meinte, ich wäre bestimmt eine gute Anwältin. Ja, das wäre mein Traum. Ich würde dann für eine gerechtere Welt kämpfen, in der die Menschen weniger Vorurteile und weniger Hass hätten und sich gegenseitig in ihrer Verschiedenartigkeit mehr respektieren und tolerieren würden.»

Heimat als Ort des Wohlbefindens

Zurück zur Definition des Begriffs «Heimat». Angesichts des Verlusts der eigenen Heimat, sei es durch Auswanderung oder Flucht, sei es durch das Zusammentreffen von Menschen aus verschiedenen Lebensräumen, Sprachen und Religionen, die sich zu neuen, «multiethnischen» Familien verbinden, gewinnt zunehmend ein anderes Verständnis von Heimat an Bedeutung: Heimat als Ort des persönlichen Wohlbefindens, als Ort, wo man in Einklang mit sich und seiner Umgebung leben kann.
«Heimat ist da, wo ich gerne bin, wo meine Freunde sind, wo ich mich zugehörig fühle», so formuliert es die in der Schweiz Aufgewachsene, deren Eltern aus Italien in die Schweiz eingewandert waren, und fügt dann hinzu: «Das kann für mich auch heute noch beides sein und ist nicht unbedingt an einen festen Ort gebunden.» Auffallend die Übereinstimmung weiterer Aussagen von Menschen aus unterschiedlichen Herkunftsländern: «Heimat ist für mich der Ort, an dem ich mich wohl fühle, der Ort, an dem Leute leben, die ich liebe und die mir wichtig sind, wo ich immer wieder zurückkehren kann und weiss, dass mich immer jemand willkommen heisst.» – «Heimat ist nicht ein Stück Boden oder der Ort, wo ich geboren bin, sondern der Ort, wo ich die Luft tief einatmen kann, ohne dabei ein schlechtes Gewissen zu haben, dass ich jemandem etwas wegnehme; es ist die ganze Umgebung, die Atmosphäre, wie bei einer Pflanze, die ohne Luft und Licht auch nicht leben kann; es ist die Freiheit, dass ich so leben kann, wie ich bin, als Individuum, nach meinem eigenen Gewissen, indem ich andere ebenso respektiere, wie auch sie mich respektieren.» – «Heimat ist da, wo es warm ist ums Herz.»

Integration durch Wohlbefinden

Unzertrennlich verbunden mit dem Begriff «Heimat» ist der Begriff «Integration». Denn das Sicheinleben in eine neue, bisher fremde Umgebung setzt voraus, dass ich diese neue Umgebung zugleich als neue «Heimat» erleben und empfinden kann, als Ort des Wohlbefindens, als Ort, wo ich «die Luft tief einatmen kann, ohne dabei ein schlechtes Gewissen zu haben, dass ich jemandem etwas wegnehme».
Daraus folgt: Je freundlicher, wärmer, offener, grosszügiger diese Umgebung ist, umso leichter fällt es mir, mich in diese neue Umgebung einzuleben, mich zu «integrieren», bis zu einem gewissen Grad selber zu einem Teil von ihr zu werden. Ebenso gilt das Umgekehrte: Je feindseliger, verschlossener, abwehrender, kälter diese Umgebung ist, umso schwerer wird es mir fallen, mich in diese neue Umgebung einleben zu können. Das erleben wir Schweizer und Schweizerinnen immer wieder, wenn wir südlichere Länder wie Italien, Spanien, Griechenland oder noch weiter entfernte Gegenden bereisen: Die sprichwörtliche Gastfreundschaft der dortigen Bevölkerung, das wärmere Klima, das Leben im Freien, Musik, Tanz und fröhliche Gesichter öffnen die Herzen der Menschen, und innerhalb kürzester Zeit entsteht jenes Wohlbefinden, jenes «Heimatgefühl», das sich dann bei uns selber, in unserer «richtigen» Heimat, wenn es wieder kälter geworden ist, als Sehnsucht und «Fernweh» nach den südlicheren Gefilden immer wieder meldet – bis der eine oder die andere eines Tages vielleicht tatsächlich die Koffer packt und sich für immer dort niederlässt.
Es geht hier nicht darum, unterschiedliche Mentalitäten gegeneinander auszuspielen. Es geht nur darum, wahrzunehmen, dass «Integration», «Sich-Wohlfühlen», «Sich-Einleben», «Heimischwerden» nie nur eine einseitige Angelegenheit sein kann, sondern dass es dazu immer beide Seiten braucht: jene, die sich in einer neuen Umgebung einzuleben versuchen ebenso wie jene, welche diese Umgebung verkörpern. «Die mangelnde Integration», hält das vor kurzem verabschiedete Integrationskonzept der Stadt St.Gallen fest, «kann nicht einseitig den Ausländerinnen und Ausländern zum Vorwurf gemacht werden. In vielen Fällen ist die Gesellschaft nicht gastfreundlich, was dafür mitverantwortlich sein kann, dass sich Ausländerinnen und Ausländer zum Teil Jahre oder Jahrzehnte lang gedanklich mit der Rückkehr ins Heimatland befassen und nicht mit der Integration in die Schweiz.»
Ob Integration stattfinden kann oder nicht, liegt also wesentlich am Klima, an der Atmosphäre, an der gegenseitigen Offenheit innerhalb der Gemeinde und nicht primär an Forderungen, Vorschriften und Gesetzen. Mit anderen Worten: Integration kann man nicht erzwingen, man muss sie ermöglichen.

Offene und versteckte «Fremdenfeindlichkeit»

Leider, und dies ist wohl eine unübersehbare Tatsache, begegnen nicht alle Schweizer und Schweizerinnen jenen Menschen, die, aus welchen Gründen auch immer, aus dem «Ausland» zu uns herkommen, ganz und gar mit jener Offenheit und Unvoreingenommenheit, welche ein Einleben dieser Menschen in unsere Gesellschaft um vieles erleichtern würden. Weit verbreitete Vorurteile, ja nicht selten auch ein tiefes Misstrauen

«An manch einer Tür der Toiletten, für deren Reinigung ich zuständig bin, lese ich die Worte 'Ausländer raus›.' Bild aus NZZ-Folio Juni 1992.

gegenüber allem «Fremden» und «Unbekannten» trifft eben immer alle gleichermassen und wird gerade von allen «untadeligen», «anständigen», «ehrlichen» ausländischen Menschen zu Recht als höchst ungerecht, verletzend und diskriminierend empfunden.

Immer wieder sind in den Gesprächen, die ich mit Ausländern und Ausländerinnen geführt habe, solche und ähnliche Aussagen aufgetaucht; in der Betroffenheit, mit der die jeweiligen Begebenheiten berichtet wurden, spürte ich oft tiefe, wohl zeitlebens unvergesslich bleibende Verletzungen: «An manch einer Tür der Toiletten, für deren Reinigung ich zuständig bin, lese ich die Worte 'Ausländer raus', und auch an anderen Orten habe ich das schon gesehen.» – «In diesem Café wartete ich eine halbe Stunde, doch ich wurde nicht bedient, dann ging ich wieder; jetzt weiss ich, dass Ausländer wie ich dort nicht bedient werden.» – «Mit meinem Nachbarn, einem Schweizer, hatte ich es immer gut, wir haben oft miteinander Tee getrunken; da ich perfekt Schweizerdeutsch spreche, wusste er nicht, dass ich eine Ausländerin bin; eines Tages sagte ich ihm, woher ich käme, da blickte er mich wie versteinert an, und seither grüsst er mich nicht mehr.» – «In der Fabrik, wo meine Mutter früher arbeitete, schoben ihr die Schweizer Frauen immer die fehlerhafte Ware auf den Arbeitstisch, so dass sie für die Fehler der anderen büssen musste; eines Tages ging es nicht mehr, und meine Mutter gab die Stelle auf.» – «Die Arbeitskollegen waren nicht bereit, mit mir Hochdeutsch zu sprechen, und so kam es immer wieder zu Missverständnissen.» – «Immer wieder schienen sich Erwachsene über meinen fremdländischen Namen zu wundern und gaben mir zu verstehen, dass ich irgendwie nicht ganz so richtig hierher gehöre.» – «In den ersten beiden Schuljahren war es am schlimmsten, immer wieder sagten andere Kinder, ich stinke.» – «Die Lehrstelle bekam ich dann nicht; später erfuhr ich, dass es nur meines Namens wegen war.» – «Einer sagte, wir, also die Menschen meines Volkes, seien alle Gauner und daher selber schuld, wenn wir jetzt Krieg hätten.» – «Während der ganzen Schulzeit habe ich mich geschämt, keine richtige Schweizerin zu sein.» – «Ich habe immer noch grosse Hemmungen, zu sagen, welches meine Nationalität ist.» – «Die Blicke der Menschen auf der Strasse sagen alles.» – «Wenige Meter hinter uns hielt das Auto an; der Fahrer kurbelte die Scheibe hinunter und stiess einen Schwall von Beschimpfungen auf mich aus, dann fuhr er weiter; es war ein Schock, ich werde es nie vergessen, ich kenne diesen Menschen nicht, ich habe ihm nie etwas zu Leide getan.» – «In einem Zeitungsinserat suchten sie eine Tagesmutter, das hätte mich interessiert, doch dann las ich, dass eine Ausländerin nicht in Frage komme.» – «Meine Mitschüler haben mir das Leben zur Hölle gemacht, nur weil ich anders war vom Äusseren her und weil ich halt noch nicht so gut in der Schule war wie der Durchschnitt.» – «Wenn ein einzelner Ausländer kriminell wird, werfen Herr und Frau Schweizer gleich die ganze Volksgruppe in den gleichen Topf, das ist einfach nicht gerecht; wenn ein Schweizer einen anderen umbringt, dann sagen wir doch auch nicht, alle Schweizer seien Mörder.»

Was ist die tiefere Ursache von Fremdenfeindlichkeit? Einem Phänomen übrigens, das sich auch in anderen Ländern, bei anderen Völkern und in anderen Kulturen auf viele verschiedene Arten manifestiert. Ist es die Angst der «Einheimischen», die «Fremden» könnten ihnen etwas wegnehmen oder ihre Identität bedrohen? Oder ist es nicht viel eher der Umstand, dass fast jeder Mensch und jede Gesellschaft dazu neigt, für eigene, ungelöste Probleme irgendeinen «Sündenbock» zu suchen, egal wer es ist, bloss jemand, der schwächer ist? Interessant ist ja, dass es immer wieder wechselnde Volksgruppen sind, die diese «Sündenbockrolle» einnehmen. So etwa in den fünfziger und sechziger Jahren die Italiener, über die groteskerweise fast wortwörtlich die gleichen Urteile gefällt wurden wie heute über Menschen aus dem südosteuropäischen Raum. Oder die Tamilen, welche eine Zeitlang an jedem Stammtisch Thema Nummer eins waren, von denen aber heute kein Mensch mehr spricht, obwohl noch eine grosse Zahl von ihnen in unserem Land lebt – aber inzwischen hat der «Suchscheinwerfer» der Fremdenfeindlichkeit offensichtlich neue «Opfer» gefunden …

Gefahr von Isolation und innerer Emigration

Die im vorangegangenen Abschnitt gesammelten Äusserungen könnten auf den ersten Blick den Anschein erwecken, als erlebten Ausländerinnen und Ausländer im Umgang mit Schweizern und Schweizerinnen nichts anderes als Fremdenfeindlichkeit und Ablehnung. Dem ist bei weitem nicht so. Alle von mir interviewten Personen drückten ihre grosse Wertschätzung gegenüber jenen Schweizern und Schweizerinnen aus, welche ihnen durch ihre offene, verständnisvolle Haltung das Einleben in die neue Heimat erleichtert haben: «Nach zehn Jahren in der Schweiz fühle ich mich hier daheim, oft fragen mich meine Freunde, ob ich es mir vorstellen könnte, wieder in meine alte Heimat zurückzukehren, ehrlich gesagt kann ich mir das momentan nicht vorstellen.» – «Ich schätze die Schweiz und möchte nie mehr in meine alte Heimat zurückkehren; am Anfang war es zwar schwierig, aber jetzt ist das Eis gebrochen.»

Widersprüche? Aussagen, die sich sozusagen gegenseitig aufheben und damit an Gewicht verlieren? Nein. Beides ist eine Realität. Wenn Ausländerinnen und Ausländer Formen von Diskriminierung und Fremdenfeindlichkeit wahrnehmen, so müssen wir diese genauso ernst nehmen, wie wir umgekehrt darauf stolz sein dürfen, Menschen aus so vielen verschiedenen Herkunftsländern, allen Schwierigkeiten zum Trotz, erfolgreich in «unsere» Gesellschaft aufzunehmen und ihnen bei uns eine neue Heimat in einer demokratischen, auf der Grundlage von Toleranz und kultureller Vielfalt beruhenden Gesellschaft bieten zu können.

«Wie Kokosnüsse erleben die meisten von uns die Schweizer und Schweizerinnen», erklärte eine meiner Gesprächspartnerinnen, «aussen sind sie eher hart, oft wirken sie abweisend, und es braucht manchmal viel, um die Schale aufzubrechen. Aber wenn sie einmal offen sind, dann hat sich die Mühe gelohnt, und es bilden sich gute, verlässliche, dauerhafte Beziehungen.»

Freilich kann eine allzu harte Schale auch dazu führen, dass derjenige, der sie zu öffnen versucht, irgendwann aufgibt. «Ich habe lange immer wieder versucht, mich zu integrieren, doch eines Tages habe ich es aufgegeben.» Diese Aussage einer jungen Ausländerin, die aus einem jener Länder stammt, welche seitens einer grossen Zahl von Schweizern und Schweizerinnen mit vielen negativen Vorurteilen belastet sind, zeigt uns in aller Deutlichkeit, wie entscheidend das Verhalten

Das Verhalten der «ansässigen» Bevölkerung gegenüber den «Neuankömmlingen» ist entscheidend dafür, ob und wie diese heimisch werden können. Asylsuchende Kurdinnen im Jahr 1990. Archivbild W&O.

der «ansässigen» Bevölkerung gegenüber den «Neuankömmlingen» ist, ob und wie diese heimisch werden können. Wenn die Schale allzu hart ist, kann das geschehen, was ganz gewiss nicht eine gesamtgesellschaftlich sinnvolle Absicht sein darf: dass sich die «Anklopfenden» schliesslich in ihr Schneckenhaus zurückziehen, in die Isolation einer selbst zurechtgezimmerten Scheinwelt, in welcher nicht selten die alte, verlorene Heimat idealisiert und damit der Zugang zur neuen Umgebung erst recht verbaut wird. Dies gilt auch für das Erlernen der Landessprache. Erlebt ein Ausländer oder eine Ausländerin die Sprache der neuen Umgebung primär im Zusammenhang mit Diskriminierungen, wird sie von Menschen gesprochen, die sie, die «Anderssprachigen», belächeln oder herabwürdigen, dann wird die Motivation, eine solche Sprache zu erlernen und zur eigenen Alltagssprache werden zu lassen, begreiflicherweise äusserst gering sein.

Immer wieder berichten Ausländer und Ausländerinnen, sie hätten gelernt, dass sie, um sich in die neue Heimat einzuleben, den ersten Schritt tun müssten und auch dann nicht aufgeben dürften, wenn sich nicht sogleich alle Türen öffneten. Müssten wir dies nicht ins Gegenteil drehen? Läge es nicht an uns, den «Ansässigen», den «Stärkeren», den bereits Verwurzelten, den Sprach- und Ortskundigen, den ersten Schritt zu tun, unsere Türen zu öffnen, die neuen Gäste willkommen zu heissen, ihnen zu spüren zu geben, dass wir uns über ihre Ankunft freuen und vermehrt auch selber jene Gastfreundschaft zu pflegen, die wir an den südlicheren, «fremden» Ländern so schätzen und bewundern?

«Man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kommen Menschen»

«Bei der nächsten Sternschnuppe», so Willi Wottreng[1], «möge der Himmel den Wunsch erfüllen, dass für eine Nacht in den Schweizer Städten und Dörfern alle jene Backsteine, Betonmauern, Kabel und Röhren, Balken und Pfähle fehlten, die von den Italienern, Spaniern, Jugoslawen, Griechen und anderen ausländischen Arbeitskräften nach dem Krieg gebaut wurden. Man würde durch ein verwüstetes Gebiet fahren und wüsste, was die Schweiz denen verdankt, die sie Gastarbeiter nannte.»

Zu einem beträchtlichen, ja unerlässlichen Teil haben ausländische Arbeitskräfte zu jenem phänomenalen Wirtschaftsaufschwung seit dem Zweiten Weltkrieg beigetragen, auf den wir Schweizer und Schweizerinnen noch immer so stolz sind. Nicht zuletzt dank dem Einsatz Hunderttausender ausländischer Arbeitskräfte ist die Schweiz das geworden, was sie heute ist: eines der reichsten Länder der ganzen Welt. Aber auch unsere heutige Wirtschaft und Gesellschaft würden ohne den Einsatz ausländischer Arbeitskräfte keinen einzigen Tag lang funktionieren: In einzelnen Bereichen wie dem Gastgewerbe, aber auch auf dem Bau und in der Industrie, in Spitälern und Pflegeheimen bilden ausländische Arbeitskräfte oft die Hälfte oder noch mehr der gesamten Belegschaft. Nicht einmal die Landwirtschaftsproduktion kann auf den Einsatz ausländischer Arbeitskräfte verzichten. Meist verrichten Ausländerinnen und Ausländer jene «Dreckarbeit», für die sich infolge der harten Arbeitsbedingungen und geringen Entlöhnung Schweizer und Schweizerinnen gar nicht erst melden würden.

Hier zeigt sich eine gewisse Schizophrenie: Einerseits hat unser Land in Ermangelung einer genügenden Anzahl einheimischer Arbeitskräfte seit Jahrzehnten «fremde» Arbeiterinnen und Arbeiter hergeholt. Anderseits haben wir diesen «Fremden» nur allzu oft Misstrauen und Ablehnung entgegen gebracht, wenn es darum ging, sie eben nicht nur als Arbeitskräfte, sondern auch als Menschen zu akzeptieren. Oder, wie es Max Frisch 1965 so treffend formulierte: «Ein kleines Herrenvolk sieht sich in Gefahr: Man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kommen Menschen.»

Die erwähnte Schizophrenie geht aber noch weiter: Wie viele von uns verbringen ihre Ferien im «Ausland», schwärmen von paradiesischen Südseeinseln, erfreuen sich an exotischen Gerichten, tanzen zu südamerikanischer Musik, tragen Kleider, die in China oder in Indien gefertigt wurden, fahren mit einem in Japan hergestellten Auto herum, füllen im Supermarkt ihre Einkaufswagen mit Lebens- und Genussmitteln, die von allen Ecken und Enden der Welt importiert wurden, vergnügen sich in Thailand oder auf den Philippinen mit Frauen, deren einzige Existenzmöglichkeit darin besteht, ihren Körper an reiche ausländische Touristen zu verkaufen – und selbst die schönste Frau der Schweiz, Mahara McKay, hat ihre Wurzeln am anderen Ende der Welt: Ihr Vater ist ein Maori, ein neuseeländischer Ureinwohner. Alles Ausländische, so könnte man es vielleicht etwas überspitzt formulieren, scheint uns gut und recht zu sein, solange wir in irgendeiner Weise davon profitieren können – man denke dabei etwa auch an die

Hunderttausende von ausländischen Arbeitskräften haben am Wohlstand der Schweiz mitgebaut – und ohne sie würden unsere Wirtschaft und Gesellschaft keinen Tag lang funktionieren. Bild aus NZZ-Folio Juni 1992.

Fluchtgelder so mancher Diktatoren von Drittweltländern, die auf Schweizer Banken lagern und unseren Wohlstand mit vermehren. Sobald wir uns aber mit den «schwierigeren» Seiten des alltäglichen Zusammenlebens mit «Fremden» auseinander zu setzen haben, gehen das Interesse und die Neugierde am «Fremdländischen» oft nur allzu schnell verloren und werden schon bald einmal durch den Ruf nach rigorosen Massnahmen oder gar Wegweisung von «fremden Elementen» verdrängt. Mit Parolen wie «Damit wir nicht im eigenen Land fremd werden» gehen gewisse politische Parteien auch hierzulande immer wieder auf Stimmenfang. Was müssen all jene Ausländerinnen und Ausländer, die fleissig und zuverlässig ihrer täglichen Arbeit nachgehen – und dies ist ganz gewiss die absolut überwiegende Mehrheit der ausländischen Wohnbevölkerung –, angesichts solcher pauschalisierender, menschenverachtender Parolen wohl empfinden?

Die eigenen Wurzeln bewahren

Doch nebst immer wiederkehrenden Abwehrreaktionen gegenüber «Fremdem» und «Ausländischem» setzt sich wohl bei einer wachsenden Zahl von Menschen die Erkenntnis durch, dass es längerfristig keine andere vernünftige Lösung des «Ausländerproblems» gibt, als gemeinsam für ein möglichst gutes, faires, für alle Seiten Gewinn bringendes Zusammenleben von Menschen aus verschiedenen Ländern, Kulturen, Sprachen und Religionen zu arbeiten. Dabei haben sich im Laufe der Zeit die Auffassungen darüber, wie dieses Zusammenleben gestaltet werden soll, gewandelt. Verlangte man früher noch weitgehend die Assimilation von Ausländerinnen und Ausländern, also sozusagen die Auflösung ihrer ursprünglichen Identität und damit eine völlige Anpassung an ihre neue Umgebung, so spricht man heute vielmehr von Integration und interkulturellem Zusammenleben, womit gemeint ist, dass sich «ausländische» Menschen auch dann in unsere Gesellschaft «integrieren», einfügen und einleben können, wenn sie gleichzeitig ihre eigenen Wurzeln und ihre eigene Identität bewahren und pflegen. Auch dazu eine Aussage aus dem Integrationskonzept der Stadt St.Gallen: «Solange nicht andere Menschen in ihren Rechten eingeschränkt und entsprechende Vorschriften verletzt werden, ist die individuelle Gestaltung des privaten Lebensstils frei. Dies beinhaltet ausdrücklich auch das Tragen von religiösen Symbolen.»

«Im Bus ist mir eine Frau aufgefallen, die ihr Kind ermahnte, nicht zu nahe bei der Tür zu stehen», erfahre ich in einem meiner Gespräche, «die ersten Worte sagte sie in ihrer Muttersprache, so, wie sie wahrscheinlich immer mit ihrem Kind spricht. Doch plötzlich schien sie vorwurfsvolle Blicke einiger der im Bus sitzenden Personen wahrzunehmen und wechselte sogleich ins Deutsche, das sie allerdings nur bruchstückhaft b herrschte.» In solchen Situationen wird deutlich, wie schwierig die Abgrenzung zwischen dem Bewahren der eigenen Identität und dem Sich-Einfügen und Sich-Anpassen an eine neue Umgebung ist, die ihrerseits ganz bestimmte Regeln und Verhaltensweisen zu fordern scheint. Zudem ist auch alles eine Frage der gesellschaftlichen Akzeptanz bestimmter Volksgruppen. Die Tendenz, den Angehörigen bestimmter Nationalitäten eher ablehnend, ja geradezu feindlich gegenüberzutreten, während man andere im Gegenteil fast bewundert oder als Vorbild betrachtet, ist leider immer wieder festzustellen. Hätte die Frau im Bus Englisch gesprochen, wäre wohl niemandem eingefallen, ihr vorwurfsvolle Blicke zuzuwerfen.

Aus der Erkenntnis, wie wichtig die eigenen, ursprünglichen Wurzeln gerade auch im Hinblick auf die Integration und das interkulturelle Zusammenleben sind, kommt den Kursen, die ausländischen Kindern für die Pflege ihrer Sprache und Kultur angeboten werden[2], eine zentrale Bedeutung zu. Etwas, das übrigens für zahlreiche ehemalige Schweizer und Schweizerinnen im Ausland, selbst wenn sie dort schon längst eingebürgert sind, selbstverständlich ist, wenn sie ihre eigenen Kinder nicht in die öffentlichen Schulen, sondern in Schweizerschulen schicken. «Nur wer die eigenen Wurzeln pflegt, ist stark genug, um sich in etwas Neues, Grösseres einfügen zu können», so formuliert es ein anderer meiner Gesprächspartner, «wer hingegen keine eigenen Wurzeln hat, zieht sich in die Isolation zurück, bricht Kontakte ab, wird depressiv.» Auch für das Erlernen einer Fremdsprache ist das sichere Beherrschen der eigenen Muttersprache eine un-

1 Wotreng, Willi, *Ein einzig Volk von Immigranten. Die Geschichte der Einwanderung in der Schweiz.* Zürich, 2000.

2 Unterricht in heimatlicher Sprache und Kultur (HKS). Es handelt sich hierbei um Kurse, die von verschiedenen Volksgruppen selber organisiert und finanziert und vom Kanton koordiniert werden. Für die Durchführung stehen in der Regel die öffentlichen Schulhäuser zur Verfügung, zum Beispiel an den schulfreien Mittwochnachmittagen.

erlässliche Voraussetzung. Und bekanntlich hängt eine erfolgreiche Integration ganz wesentlich davon ab, wie man sich sprachlich in der neuen Umgebung zurechtfindet.

«Integration», so lesen wir im Schlussbericht der von der Regierung des Kantons St.Gallen eingesetzten Arbeitsgruppe «Interkulturelles Zusammenleben»[3], «ist ein dynamischer Prozess, der die Einbindung aller Mitglieder der Gesellschaft betrifft. Sie will strukturelle Barrieren, die zu sozialer Ungleichheit führen, aufheben und den gleichberechtigten Zugang zum Ausbildungs-, Arbeits- und Wohnungsmarkt fördern. In eine Gesellschaft integriert sein bedeutet, am Leben dieser Gesellschaft teilzunehmen. Integration ist nicht die Nivellierung individueller Eigenarten, sondern die Respektierung und Anerkennung der Verschiedenheiten im Zusammenleben.»

Integration: Geben und Nehmen

«Kannst du mit einer einzigen Hand klatschen?» Mein Gesprächspartner, der mich, nachdem er diese Frage gestellt hat, erwartungsvoll anschaut, stammt aus einem Land, das sich seit vielen Jahren in einem Zustand kriegerischer Auseinandersetzungen und wirtschaftlicher Zerrüttung befindet. «Nein, das kannst du nicht», gibt er die Antwort gleich selber, «denn zum Klatschen braucht es mindestens zwei Hände. Siehst du, das meine ich. Alle Probleme des Zusammenlebens, ob im Kleinen wie weltweit, können wir nicht gegeneinander lösen, sondern nur miteinander.» Und dann erzählt er mir von seiner Kindheit, seiner Familie, seinem Heimatdorf, seinen Zukunftsträumen …

Im Verlaufe meiner Gespräche mit Menschen aus verschiedenen Ländern mit so unterschiedlichen Lebenswegen und Lebenserfahrungen wird mir bewusst, was für ein Reichtum hier verborgen liegt und wie viel wir dabei lernen können, wenn wir uns nur ein wenig Zeit nehmen, an der Tür des anderen anzuklopfen, beisammenzusitzen und einander zuzuhören. So beginnen die Vorurteile abzubröckeln, wir sehen nicht mehr primär den vielleicht bereits mit Vorurteilen behafteten Angehörigen dieses oder jenes Volks, dieser oder jener Nation. Wir erkennen den Menschen. Seelen begegnen Seelen. Und immer klar wird dabei: Was uns, als Menschen, verbindet, ist ungleich viel grösser, wichtiger, entscheidender als das, was uns als Angehörige einer bestimmten Volksgruppe oder eines bestimmten Staats voneinander trennt. Vielleicht wehren sich deshalb auch viele dagegen, einem «Fremden» in die Augen zu schauen. Die Augen sind bekanntlich die Fenster der Seele. Wenn wir in die Augen schauen, könnten wir ja vielleicht auch die Seele entdecken. Den Menschen. Uns selber im anderen.

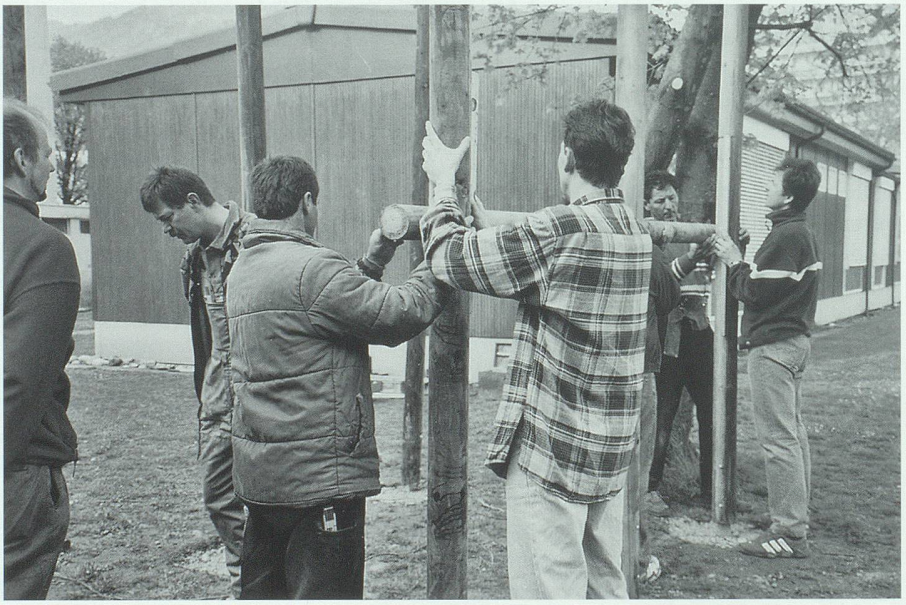
Zu diesem «In-die-Augen-Schauen» gehört auch das Interesse an der Geschichte der anderen. Integration darf sich nicht darauf beschränken, dass einbürgerungswillige Ausländer und Ausländerinnen, sozusagen als «Eintrittskarte» in unsere Staatsangehörigkeit, Zahlen und Daten der Schweizer Geschichte auswendig lernen müssen, welche selbst die meisten «echten» Schweizer und Schweizerinnen nicht einmal mehr kennen. Umgekehrt müssten doch auch wir uns Mühe geben, uns mit den historischen und wirtschaftlichen Zusammenhängen, den Lebensbedingungen in anderen Ländern, den Ursachen von Auswanderung und Flucht auseinander zu setzen und auch die eigene Geschichte kritisch unter die Lupe zu nehmen. Wenn wir uns beispielsweise vergegenwärtigen, wie viele Menschen aus unserer Region im Laufe früherer Jahrhunderte aus wirtschaftlichen, «materiellen» Gründen in andere Länder wie etwa die USA oder Kanada ausgewandert sind, dann können wir es anderen Menschen, die nun aus den gleichen Gründen in unser Land gekommen sind, kaum verargen, wenn sie genau das Gleiche tun. Oder wenn wir etwa nachlesen, mit was für einer unvorstellbaren Grausamkeit europäische und nordamerikanische weisse Sklavenhändler und Grossgrundbesitzer Millionen von Schwarzen zur Arbeit auf Plantagen und in Bergwerken zwangen, um damit Riesengewinne zu erwirtschaften, dann werden wir, bezogen auf afrikanische Asylsuchende, denen wir auf der Bahnhofstrasse oder beim Rathaus von Buchs begegnen, wohl kaum ernsthaft von einer «Bedrohung» sprechen können.

«Stell dir vor», meint mein Gesprächspartner, «wie interessant es wäre, öffentliche Veranstaltungen zu diesem Thema – Ursachen der Migration – durchzuführen, an denen sich Schweizer und Schweizerinnen, Ausländer und Ausländerinnen gegenseitig informieren und miteinander darüber diskutieren könnten.»

Vieles ist getan …

Die Förderung des interkulturellen Zusammenlebens ist eine der wichtigen Aufgaben einer jeden Gemeinde. Im Leitbild der Politischen Gemeinde Buchs ist unter dem Leitsatz «Wir fördern das Zusammenleben und die Lebensqualität aller Bevölkerungsgruppen» als eines der zwei Hauptziele die «Förderung der Integration» genannt. Zur Umsetzung dieses Ziels haben Schul- und Gemeinderat auf Beginn der Amtsperiode 2001–2004 eine neue Kommission ins Leben gerufen, die

Gemeinsam etwas bauen, das allen zugute kommt: Zusammenarbeit schafft Nähe und Verständnis. Bild: Hildegard Kühnis, Buchs.



Eltern und Kinder in Aktion. Alle helfen mit, und Papi zeigt, wie es geht. Bild: Hildegard Kühnis, Buchs.

«Kommission für interkulturelles Zusammenleben». Das aus Vertretern und Vertreterinnen von Gemeinde- und Schulrat sowie verschiedenen Fachstellen zusammengesetzte Gremium soll Initiativen und Projekte zur Verbesserung der Integration anregen und begleiten sowie Lösungsansätze zu aktuellen Problemen aufzeigen.

Im Herbst 2000 bildete sich die Arbeitsgruppe «Für die Integration von Migranten und Migrantinnen von Buchs und Umgebung». Ihr gehören Vertreterinnen und Vertreter von zehn verschiedenen Ausländervereinigungen und Volksgruppen an. Ziel ist eine verstärkte Öffnung zwischen den verschiedenen Ausländergruppen einerseits, eine intensive Zusammenarbeit mit Behörden und Fachstellen anderseits. Ein wichtiges Thema ist die Öffentlichkeitsarbeit. Allgemein sollen Kommunikation und Erfahrungsaustausch zwischen allen Betroffenen intensiviert werden. Diese Gruppe arbeitet eng zusammen mit der durch die Politische Gemeinde Buchs und die Katholische Kirchgemeinde Buchs-Grabs gegründete Stiftung «Mintegra», welche mit ihrer Anlaufstelle im Bahnhofgebäude Buchs vor allem Beratung, Informationen und Dolmetscherdienste für Ausländerinnen und Ausländer anbietet oder vermittelt.

Zahlreiche Fachstellen, Vereine und Freizeitorganisationen, Angebote der Kirchgemeinden sowie ehrenamtlich tätige Gruppen und Einzelpersonen, die sich beispielsweise um die Betreuung von Flüchtlingen oder um die Vermittlung von Betreuungspersonen kümmern, tragen mit ihrem Engagement wesentlich dazu bei, dass Probleme rund um die Integration konstruktiv angegangen werden. Eine Auflistung aller in diesem Bereich Tätigen muss notgedrungen bruchstückhaft bleiben, da es sehr oft auch ungenannte Einzelpersonen sind, die in ihrem persönlichen Umfeld, ohne dies an die grosse Glocke zu hängen, wertvolle zwischenmenschliche Integrationsarbeit leisten, sei es in der Nachbarschaft, bei Freizeitaktivitäten oder am Arbeitsplatz.

Eine zentrale Funktion in Bezug auf die Integration ausländischer, fremdsprachiger Kinder und ihrer Eltern kommt der Schule zu. Am meisten wird wohl erreicht, wenn es gelingt, Gelegenheiten und eine Atmosphäre zu schaffen, die es Menschen verschiedener Sprachen und Kulturen erleichtert, aufeinander zuzugehen und einander kennen zu lernen.

Als besonders interessantes, vielversprechendes Beispiel sei ein Integrationsprojekt erwähnt, welches während des Schuljahrs 2000/2001 im Kindergarten Brunnen verwirklicht wurde. Es ging dabei um die Neugestaltung des Aussenspielplatzes für die Kinder. Vorbereitung, Planung, Aktionen für Mittelbeschaffung und schliesslich die Realisierung erfolgten gemeinsam durch Eltern, Kindergärtnerinnen und Kinder, in Zusammenarbeit mit dem Schulrat. «Beeindruckt hat mich bei diesem Projekt vor allem das grosse Engagement der ausländischen Eltern», berichtet eine der beteiligten Kindergärtnerinnen. Beim Aufspitzen des Teerplatzes, dem Aufschichten von Steinmauern und Erdhaufen, dem Zusammenbauen der Baumhütte und dem Anlegen des Sandkastens seien die im Gebrauch von Maschinen und Werkzeug geübten ausländischen Väter die eigentlichen Experten gewesen und hätten voller Stolz ihre Talente und Fähigkeiten gezeigt. Beim gemeinsamen Arbeiten seien persönliche Begegnungen und Beziehungen entstanden, die über das Spielplatzprojekt hinaus Bestand gehabt und unter anderem dazu geführt hätten, dass sich in der Folge auch die Schweizer und die ausländischen Kinder gegenseitig viel häufiger besuchten. Man sei sich viel näher gekommen, es hätte bei vielen «gefunkt». Anlässlich eines Elternabends zum Abschluss des Kindergartenjahrs sei auch der anwesenden Schulrätin die harmonische Stimmung zwischen ausländischen und Schweizer Eltern aufgefallen. Ein kleines, in seiner Wirkung dennoch unschätzbar grosses Projekt!

... und vieles bleibt zu tun

Nebst allen bereits bestehenden und gut funktionierenden Angeboten sind in den Gesprächen, die ich geführt habe, auch Anliegen und Vorschläge aufgetaucht, die noch nicht oder erst teilweise realisiert sind, aber wohl einiges dazu beitragen könnten, das interkulturelle Zusammenleben zu erleichtern und zu verbessern.

Da ist zunächst der Wunsch nach einem grösseren und kostengünstigen Angebot an Sprachkursen. Beispielsweise ist es für Menschen, die Schichtarbeit leisten, praktisch unmöglich, einen Abendkurs zu besuchen. Oft sind es auch schlicht und einfach die zu knappen finanziellen Mittel, welche den Besuch eines Sprachkurses verunmöglichen. In Deutschkursen, so eine weitere Anregung, müsste es nicht in erster Linie um das Vermitteln von

3 *Interkulturelles Zusammenleben – Schlussbericht der Arbeitsgruppe* vom 20. Dezember 1999. Nr. 62 der Schriftenreihe *Der Kanton St.Gallen heute und morgen.* Hg. Staatskanzlei St.Gallen, St.Gallen 2000. Siehe dazu auch die folgenden Beiträge von Elsbeth Schrepfer-Bernath und Hans Jakob Reich.

Interkulturelles Zusammenleben ganz praktisch: Ein Spielplatz entsteht, an dem sich alle freuen. Bild: Hildegard Kühnis, Buchs.

Grammatik gehen, sondern vorerst um so alltägliche und praktische Dinge wie das Einkaufen, Einholen wichtiger Informationen, Ausfüllen von Formularen und dergleichen. «Den Arbeitgebern», so ein weiterer Ausschnitt aus dem bereits zitierten Bericht «Interkulturelles Zusammenleben» des Kantons St.Gallen, «wird empfohlen, Firmenkurse für ihre fremdsprachigen Angestellten anzubieten. Schulgemeinden wird empfohlen, Deutschkurse für Eltern anzubieten. Das Angebot für Deutschkurse auf verschiedenen Stufen ist auszubauen.»

Eine meiner Gesprächspartnerinnen kam auf ein weiteres wichtiges Anliegen zu sprechen: Bei persönlichen Schwierigkeiten und Konflikten, sei es in der Familie, in der Ehe, bei der Erziehung der Kinder, in der Schule, im Umgang mit Amtsstellen und Behörden oder am Arbeitsplatz, fühlten sich Ausländerinnen und Ausländer oft hilflos, weil ihnen eine Ansprechperson aus ihrem eigenen Sprach- und Kulturraum fehle, welche auf der Basis gegenseitigen Vertrauens auch eine fachlich kompetente Beratung bieten könnte. Immer wieder wurde in den Gesprächen, die ich mit Ausländern und Ausländerinnen geführt habe, auch das Thema «Öffentlichkeit» angesprochen. Durch Medien, welche allzu sehr auf Effekt- und Sensationshascherei ausgerichtet seien, entstehe in der Öffentlichkeit ein einseitig negatives Bild von «Ausländern» und «Ausländerinnen». Hier ist auch eine gewisse Ohnmacht der Betroffenen zu spüren, da es ihnen selber meist an den nötigen Mitteln und Wegen fehlt, um sich auf positive Art und Weise öffentlich bemerkbar zu machen und Gehör zu verschaffen. «Die Öffentlichkeit», so ist auch im Integrationskonzept der Stadt St.Gallen nachzulesen, «darf nicht nur über negative Vorkommnisse im Zusammenhang mit Ausländerinnen und Ausländern informiert werden. Nur eine aktive Informationspolitik mit differenzierten Fakten kann die Diskussion versachlichen.»

Gewünscht werden auch vermehrte öffentliche interkulturelle Begegnungsmöglichkeiten, zum Beispiel in Form eines multikulturellen «Volksfests», bei dem auf gesellige, vergnügliche Weise – durch Gerichte aus verschiedenen Küchen, Musik- und Tanzdarbietungen und anderem mehr – ein gegenseitiger Einblick in die Besonderheiten der verschiedenen Kulturen geboten werden kann.

Auf den ersten Blick revolutionär, bei näherer Betrachtung aber gerade selbstverständlich erscheint schliesslich die Forderung nach einem kommunalen Stimm- und Wahlrecht für Ausländerinnen und Ausländer, so wie es bereits in zahlreichen Gemeinden, vor allem in der Westschweiz, erfolgreich verwirklicht worden ist. Verständlich, dass sich Ausländerinnen und Ausländer als Menschen «zweiter Klasse» fühlen müssen, wenn ihnen an dem Ort, wo sie leben und arbeiten, Steuern bezahlen und weitere staatlich vorgeschriebene Pflichten erfüllen, jegliche Mitbestimmungs- und Mitgestaltungsmöglichkeit verwehrt bleibt. Ist es uns tatsächlich ernst mit der Integration von Ausländerinnen und Ausländern, dann werden wir wohl nicht daran vorbeikommen, ihnen zumindest auf der kommunalen Ebene auch das Recht auf politische Mitbestimmung zu gewähren.

Reichtum der multikulturellen Gesellschaft

«Eigentlich stört es mich nicht, wenn sich unsere Sprache mit anderen Sprachen mischt, wenn Wörter mit einem anderen Akzent ausgesprochen werden oder neue Wörter aus anderen Sprachen dazukommen; schliesslich kochen wir auch nach Rezepten aus verschiedenen Ländern und hören Musik von überall her», sagt meine Gesprächspartnerin, die in der Schweiz geboren wurde und immer hier gelebt hat, ihre Wurzeln väterlicherseits aber in einem lateinamerikanischen Land hat. Und eine andere, ebenfalls aus Lateinamerika stammende Frau formuliert es so: «Ich sehe es wie einen Tauschhandel; ich gebe dir etwas, das du nicht hast, und du gibst mir etwas, das ich nicht habe, und so werden wir beide reicher.»

Ja, wenn wir die «multikulturelle» Gesellschaft so sehen, dann ist sie tatsächlich etwas, von dem alle profitieren können, sowohl die, welche «immer schon hier waren», wie auch die, welche «neu dazukommen», mit all ihren Erfahrungen, ihrem Wissen, ihrer Musikalität, ihrer Sinnlichkeit, ihren Kenntnissen, ihren Talenten, ihrem Bezug zu einer anderen Kultur, anderen Lebensgewohnheiten, anderen Gefühlen und Gedanken. Dann bekommen auch die Grenzen eine neue Bedeutung: Sie sind nicht mehr länger das, was die Menschen voneinander trennt, sondern vielmehr das, was die Menschen miteinander verbindet. Und wieder, noch einmal, entsteht eine neue Sicht von Heimat. «Nicht ein bestimmtes Land, nicht die patriotische Heimat», so meine zu Beginn dieses Abschnitts zitierte Gesprächspartnerin, «empfinde ich als meine eigentliche, 'richtige' Heimat, sondern das, was uns allen miteinander gehört, wozu wir alle miteinander Sorge tragen müssen und wofür wir alle miteinander verantwortlich sind: unsere Erde.»

Integration und interkulturelles Zusammenleben im Kanton St.Gallen

Elsbeth Schrepfer-Bernath, Sevelen

Am 11. Januar 1999 wurde der Reallehrer Paul Spirig im Schulhaus Engelwies, St.Gallen, erschossen. Das Verbrechen des kosovo-albanischen, katholischen Täters löste in der ganzen Schweiz Betroffenheit und unüberhörbare Reaktionen aus. Es verstärkte den Ruf nach fremdenpolizeilichen Massnahmen gegen kriminelle Ausländerinnen und Ausländer. In die Tötungsproblematik mischten sich Fragen der Schulpolitik, der Ausländer- und Asylpolitik und insbesondere der als bedroht wahrgenommenen öffentlichen Sicherheit.

Der Mord war die Tat eines Einzeltäters. Schon in den vorhergehenden Wochen und Monaten waren aus verschiedenen Regionen der Schweiz vermehrt Fälle von Drohungen und Einschüchterungen gegenüber Privatpersonen sowie Mitarbeitenden öffentlicher Institutionen bekannt geworden. In Einzelfällen, so wie 1999 beim Tötungsdelikt an Paul Spirig, ebenfalls 1997 beim Tötungsdelikt in der Gemeindeverwaltung von Schötz im Kanton Luzern, endeten solche Drohungen in Gewaltverbrechen.

Andererseits liessen die Störung der Bundesfeier des Jahres 2000 auf dem Rütli durch so genannte Skinheads, eine Schlägerei zwischen Skinheads und Schwarzen in der Stadt St.Gallen, Zusammenkünfte der Rechtsextremengruppe «Rheinfront» und ein Skinhead-Konzert in der Ostschweiz die breite Öffentlichkeit aufhorchen. Lehrpersonen der Oberstufe erlebten, dass Schüler mit kurz geschorenen Köpfen Springerstiefel und eine Bomberjacke trugen, auch Abzeichen mit dem Keltenkreuz oder Aufkleber mit «Ich bin stolz, ein Schweizer zu sein». Auf Nachfragen wichen solche Jugendliche meist aus und sprachen von ihrem Interesse am Zweiten Weltkrieg oder ihrem Unwohlsein gegenüber zu vielen Ausländern und Ausländerinnen.

Mit Beschluss vom 9. Februar 1999 veranlasste die Regierung des Kantons St.Gallen die Bildung einer Arbeitsgruppe zur Prüfung von Massnahmen, welche die Sicherheit und den Schutz der Bevölkerung sowie den Anspruch «auf friedliches Zusammenleben in unserer freien und offenen Gesellschaft» zu unterstützen vermögen. In diese Arbeitsgruppe wurden 18 Personen gewählt; nur zwei von ihnen waren ausländischer Herkunft.

Wie soll der Kanton St.Gallen mit dem Phänomen Migration umgehen? – Mit dem Bericht «Interkulturelles Zusammenleben» und dessen Beratung im Grossen Rat wurde der Integrationsprozess auch politisch in Gang gesetzt. Bild: Regina Kühne, St.Gallen.

Integrationsdefizite

In ihrem Schlussbericht[1] hält die Arbeitsgruppe fest, dass in der Schweiz «viele Integrationsdefizite das friedliche Zusammenleben von Menschen aus verschiedenen Kulturen erschweren». Es mangle an der Information und an der Kommunikation. Die Arbeitsgruppe schlug 52 Massnahmen vor. Sie stammen aus den Bereichen des Strafrechts, des Datenschutzes, des Familiennachzugs, des Schulwesens, der Integrationsförderung und der Kommunikation. Besondere Bedeutung wird dabei den Massnahmen im Bereich der Schule beigemessen.

Die Regierung prüfte die 52 Massnahmen auf die Möglichkeit ihrer Umsetzung und ihre finanziellen Konsequenzen. Sie kam zum Schluss, dass 18 Anliegen sofort und 15 zu einem späteren Zeitpunkt umgesetzt werden sollten. Bei neun Anliegen habe, so wurde festgehalten, die nähere Prüfung ergeben, dass sie bereits verwirklicht worden seien. Die Umsetzung dieser Massnahmen, schrieb die Regierung in einer Medienmitteilung, werde das Zusammenleben zwischen den Kulturen im Kanton St.Gallen auf lange Sicht positiv beeinflussen und damit dem Umstand Rechnung tragen, «dass auch die aus dem Ausland stammende Wohnbevölkerung einen grossen Anteil am Wohlergehen unserer Gesellschaft hat. Menschen, die den Kanton St.Gallen als ihre neue Heimat gewählt haben und welche die Voraussetzungen für einen Aufenthalt erfüllen, sollen in unserer Gesellschaft integriert werden».

Die 52 im Bericht «Interkulturelles Zusammenleben» aufgelisteten präventiven und repressiven Massnahmen betreffen mehrere Departemente. Eine Auswahl:

Massnahme 5: Nach einer rechtskräftigen Verurteilung wegen eines schwerwiegenden Vergehens verliert ein Ausländer oder eine Ausländerin das Aufenthaltsrecht in der Schweiz. (Eine entsprechende Gesetzesänderung würde allerdings in die Kompetenz des Bundes fallen).

1 *Interkulturelles Zusammenleben – Schlussbericht der Arbeitsgruppe* vom 20. Dezember 1999. Nr. 62 der Schriftenreihe *Der Kanton St.Gallen heute und morgen.* Hg. Staatskanzlei St.Gallen, St.Gallen 2000.

Massnahme 14: Bei der Erteilung oder Verlängerung von Aufenthaltsbewilligungen ist der Integrationswille in der Schule mit zu beurteilen.
Massnahmen 23 und 24: Das Angebot der Lehrerberatung ist personell weiter auszubauen.
Massnahme 25: Bei hohem Ausländeranteil soll die Klassengrösse reduziert werden können.
Massnahme 29: Schul- und Gemeindebehörden sind in der Prävention und in der Krisenintervention zu schulen.
Massnahme 42: Die Schulgemeinden bieten fremdsprachigen Eltern von Schulkindern Deutschkurse an.
Massnahme 43: Ausländerinnen und Ausländer sind vermehrt ins gesellschaftliche Leben einzubeziehen, insbesondere im Rahmen von Kultur- und Freizeitaktivitäten.
Massnahme 46: Kanton und Gemeinden ziehen im Verkehr mit Fremdsprachigen vermehrt Dolmetscherinnen und Dolmetscher bei. Dabei sollen auch bestehende Fachstellen einbezogen werden. Durch die frühzeitige, verständliche Beratung von Fremdsprachigen können Folgekosten wie Fürsorge- oder Arbeitslosengelder oder zu hohe Gesundheitskosten verhindert werden.
Massnahme 52: Vermehrt sollen Migrantinnen und Migranten geschult und dann für die Präventionsarbeit eingesetzt werden. Diese können als Ratgeber, Vermittler zwischen den Kulturen, aber auch als Übersetzer eingesetzt werden.
Der Schlussbericht der Arbeitsgruppe wurde von der Regierung in ihrem Bericht vom 10./24. Oktober 2000 zuhanden des Grossen Rates integriert; die vorberatende Kommission behandelte das Geschäft Anfang Februar 2001.

Die Integrationsdebatte im Grossen Rat

Hans Jakob Reich, Salez

Am 20. Februar 2001 kam das Thema «Interkulturelles Zusammenleben» vor den Grossen Rat. Der Präsident der vorberatenden Kommission, Christoph Kempter (CVP, Züberwangen), führte zu den Vorberatungen unter anderem aus: «Die vorberatende Kommission begrüsst, dass die Regierung dem Grossen Rat eine Gesamtübersicht über die Massnahmen unterbreitet, obwohl einige Massnahmen nicht im Kompetenzbereich des Grossen Rates liegen. Lediglich eine Minderheit der vorberatenden Kommission betrachtete dieses Vorgehen als nicht sinnvoll. Positiv vermerkt wurde mehrheitlich, dass der Bericht sowohl repressive als auch präventive Massnahmen enthält und dass interdepartemental zusammengearbeitet wurde. Das Beherrschen der Sprache erachtet die vorberatende Kommission als eine der wichtigsten Massnahmen für eine Integration. Schliesslich wurde die geplante Einführung einer Koordinationsstelle für Integration im Departement für Inneres und Militär mehrheitlich positiv aufgenommen. Vermisst wird die Einbindung der Wirtschaft bei den präventiven Massnahmen. Zudem kommen die Massnahmen im Schulbereich im Bericht zu kurz. Kritisiert wurde, der Bericht sei zu wenig konzeptionell, klare Zielsetzungen könnten nicht erkannt werden. Bemängelt wurde auch das Fehlen eines Leitbildes. Zudem ist es äusserst schwierig, einen Überblick über bestehende und neue Instrumente zu erhalten. […] Diskutiert wurde die Frage, ob für ausländische Staatsangehörige eine Integrationspflicht geschaffen werden darf. Dazu gibt es verschiedene juristische Gutachten, die teilweise zu gegenteiligen Auffassungen gelangen. Diese Frage muss schlussendlich auf politischer Ebene gelöst werden.»[2]
Kempter wies weiter darauf hin, verschiedene Massnahmen würden zu Gesetzesänderungen führen, über die der Grosse Rat in gesonderten Vorlagen befinden werde. Zur Sicherstellung des Controllings beantragte die vorberatende Kommission, dass die Regierung im Rahmen des Amtsberichtes jährlich über den Stand der Umsetzung der Massnahmen und über die noch offenen Fragen sachgerecht den Grossen Rat informiert.
Bei der Vorlage handle es sich nicht um ein fertiges Konzept, hält das Protokoll als abschliessende Aussage des Kommissionspräsidenten fest. Integration sei ein Prozess, und dieser Prozess sei durch die Erarbeitung des Berichtes politisch in Gang gesetzt worden. «Den letzten Intelligenztest müssen die Menschen noch bestehen, nämlich, sich miteinander zu vertragen», zitierte Kempter den deutschen Physiker und Astronomen Heinz Haber. Die vorberatende Kommission beantragte dem Rat mit 18:2 Stimmen, auf den Bericht einzutreten.[3]

Im Spiegel der Presse

In der Eintretensdebatte und in der anschliessenden Spezialdiskussion zeigte sich, dass die Fraktionen vom Bericht mehrheitlich positive Impulse erwarten – einzig die SVP wollte gar nicht erst auf den Bericht eintreten. Die mehrstündige Beratung wurde im W&O wie folgt zusammengefasst:
«Die SP begrüsste die Integrationsbemühungen, vermisste im Bericht aber die Verantwortung der Wirtschaft, denn sie profitiere ja von den Migrantinnen und Migranten am meisten. Bedauert wurde von der linken Ratsseite die Vermischung von Migration und Gewalt. Der Bericht kopple interkulturelles Zusammenleben mit Repression – da zeige sich die Hilflosigkeit des Staates, so Paola Höchner, Rheineck. In der Schule sei es mit den bereits bekannt gemachten Repressionsmassnahmen [im Rahmen eines Nachtragsgesetzes zum Volksschulgesetz] nicht getan. Es gehe vor allem um die bessere Integration ausländischer Kinder, so Werner Fuchs, Rorschach.
Die FDP-Fraktion betonte, dass wir uns alle mit dem Phänomen der Migration verantwortungsvoll auseinander setzen sollten. Gelobt wurden der nüchterne, pragmatische Ansatz im Bericht und die vorgeschlagenen Massnahmen. Peter Schorer, St.Gallen, wies aber auch darauf hin, dass ein Konzept und der theoretische Teil etwas kurz gekommen seien. Die FDP machte auch darauf aufmerksam, dass die Integration Kosten verursachen werde, man sei aber bereit, diese mitzutragen.
CVP-Sprecher Agostino Cozzio, St.Gallen, würdigte die grosse Arbeit, die hinter dem Integrationsbericht stehe. Er wies darauf hin, dass eine versäumte Eingliederung später hohe Kosten verursachen werde, von der Gefahr der Arbeitslosigkeit bis zu Gesundheitsproblemen. So gesehen lohnten sich die Anstrengungen und die Kosten. In einem neu eingereichten Postulat forderte Cozzio einen Bericht über einen allfälligen obligatori-

Integration – ein Thema, das die St.Galler Regierung interdisziplinär angeht. Die Regierungsmitglieder (von links) Hans-Ulrich Stöckling, Kathrin Hilber und Peter Schönenberger während der Grossratsdebatte vom 20. Februar 2001. Bild: Regina Kühne, St.Gallen.

schen Deutschunterricht für Jahresaufenthalter. Im Übrigen seien die Ausländer auch eine Bereicherung für unsere Gesellschaft. In Sachen Integration habe der Kanton St.Gallen zu lange geschlafen – der lange Katalog von 52 vorgeschlagenen Massnahmen sei dafür der Beweis, sagte Cozzio.

Grundsätzliche Opposition von rechts

Seitens der SVP tönte es ganz anders: Christina Rieser, Eggersriet, war unzufrieden, weil man das Massnahmenpaket nur zur Kenntnis nehmen, aber nicht mehr ändern könne. Das sei ja 'wie einst in der DDR, eine Scheindiskussion wie zu Honeckers Zeiten', so die SVP-Sprecherin, die damit einen Lacher im Saal provozierte. Weil die SVP die aufgelisteten Massnahmen nicht kritiklos unterstützen wolle, wollte die Fraktion auf den Bericht gar nicht erst eintreten. Jasmin Hutter, Altstätten, die Jüngste im Rat, bezeichnete sich selbst als 'frustriertes Kommissionsmitglied', unter anderem, weil der Bericht nur zusätzliche Kosten auslöse. Bruno Stump, Engelburg, doppelte nach, wollte die Rückführung der Flüchtlinge fördern und warnte vor einer Überfremdung. Paul Meier, Ernetschwil, malte das Gespenst von ausländischen Organisationen an die Wand, die jede Integration ihrer Landsleute in der Schweiz unterbinden wollten. Er warnte die CVP: 'Eines Tages dürfen sie das C in ihrer Parteibezeichnung nicht mehr führen.' Sein Fraktionskollege Josef Brunner, Flawil, relativierte dann allerdings die harte Kritik wieder und schlug etwas versöhnlichere Töne an. Allerdings dürfe eine Einbürgerung erst ganz am Schluss stehen.

Unabhängige, Grüne und EVP unterstrichen, es sei erst ein Anfang gemacht. Die UGE-Fraktion vermisste einen Kostenverteiler. Es wäre falsch, wenn die Kosten auf die Städte überwälzt würden.

Unverständnis für SVP-Haltung

Die kategorische Ablehnung des Integrationsberichtes durch die SVP stiess überall auf Kritik: Unabhängige, Grüne und EVP bedauerten, dass zwar in der Kommission vier SVP-Vertreter dabei waren, sie 'aber doch irgendwie abwesend waren', so Dorothea Boesch, St.Gallen. Man habe das Gefühl, die Rechte wolle gar nicht diskutieren, sondern nur ablehnen. Dies meinte auch Jürg Gräminger (CVP, Bronschhofen). Und Helga Klee (FDP, Berneck) verwahrte sich gegen die DDR-Vorwürfe der SVP.

Migration und Asyl trennen

Regierungsrätin Kathrin Hilber bedauerte ihrerseits die Verweigerungshaltung der SVP. Eine inhaltliche Diskussion würde vielleicht eine gewisse Zustimmung auslösen. Es könne aber nicht angehen, dass man sich jeder Integration widersetze, wie dies Paul Meier (SVP) getan habe. Migration und Asylwesen dürfe man nicht vermischen. Die Probleme mit dem Asylmissbrauch seien keine Migrations- und Integrationsprobleme. Die Regierung stehe allerdings am Anfang der 'Baustelle', und selbstverständlich werde man dem Grossen Rat regelmässig über die Bemühungen Bericht erstatten. Auch für die Regierungsrätin war im übrigen die Sprache der Schlüssel zur Integration: 'Nicht verstehen führt oft zu Misstrauen – das darf nicht sein.'

Gegen die Stimmen der SVP trat der Grosse Rat auf den Bericht ein, und in der Detaildiskussion ging es unter anderem um ein Integrationsleitbild, um mehr Übersetzungsdienste im Gesundheitsbereich und vor allem um die Massnahmen in der Schule. Hier nahm Erziehungschef Hans-Ulrich Stöckling die unterschiedlichsten Meinungen zur Kenntnis, stellte auch immer wieder klar, was bereits getan werde, und verlor schliesslich die Geduld, als sich die SVP-Jungpolitikerin Jasmin Hutter gegen vom Staat finanzierte Deutschkurse für fremdsprachige Eltern wandte. Man müsse wohl auch Deutschkurse für Kantonsrätinnen geben, die nicht lesen können, platzte dem Erziehungschef der Kragen, denn im Integrationsbericht stehe nur, das Bedürfnis für solche Kurse solle geklärt werden.

Regelmässige Berichte

Weiter wurde über die Sicherheitsmassnahmen in den Ämtern diskutiert, und schliesslich kam der Rat zu den Kosten: Der Integrationsbericht schätzt für das laufende Jahr die nötigen Mittel auf 820 000 Franken. Mittelfristig sei aber mit weiteren Folgekosten zu rechnen, heisst es im Bericht, was erneut zu kritischen Anmerkungen der SVP führte.

Mit den Aufträgen zur Umsetzung und der Abschreibung von neun Interpellationen, mit denen SP-Vertreterinnen Fragen zur Integrationspolitik gestellt hatten, war die Diskussion abgeschlossen. Künftig wird im Amtsbericht über das weitere Vorgehen regelmässig berichtet, samt den personellen und finanziellen Auswirkungen.»[4]

2 *Grossratsprotokoll Amtsdauer 2000/2004, Februarsession 2001,* Heft 4/Nrn. 106 bis 125, Seite 672f.

3 Ebenda, S. 673.

4 René Hornung im *Werdenberger & Obertoggenburger* vom 21.2.2001.